

Wiener Stadt-Bibliothek

106936 A

Q 0239

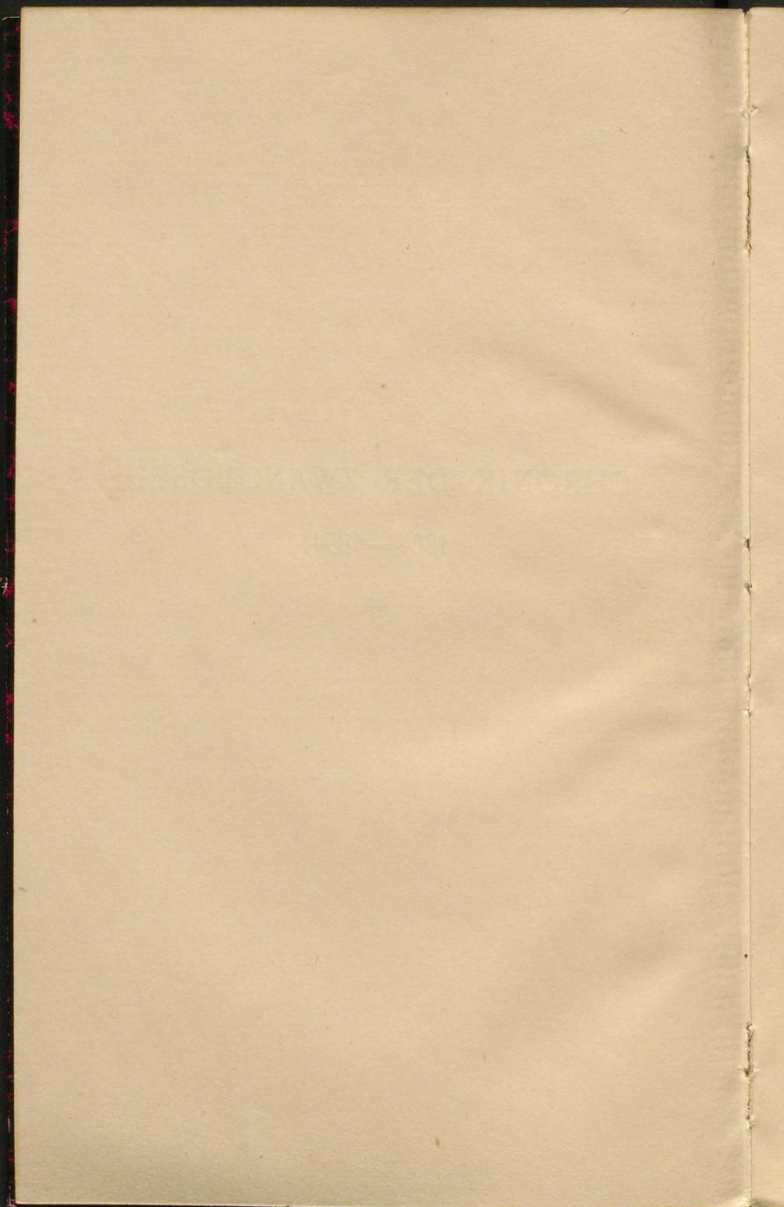
a 706936

33

CHRONIK DER ZWANGLOSEN

1884—1894.





CHRONIK
DER
ZWANGLOSEN

1884—1894

FESTLICH GESTIFTET IHREN LIEBEN

VOM

Zw. HERTZ UND Zw. SCHLENTHER



BERLIN, DEN 22. JANUAR 1894

Zwanglos sind wir, streit- und zanklos:

Aber wo in Zucht und Sitten

Wird in scherzendem Zank gestritten,

Lassen wir heiter Schwank auf Schwank los.

Wir sind zwanglos.

Zwanglos sind wir, doch nie klinglos;

Nein! Wo sich finden bei schäumendem Becher

Lust'ge Brüder und durstige Zecher,

Lassen wir herrlichen Klang und Sang los.

Wir sind zwanglos.

Zwanglos sind wir, doch nicht gern tranklos;

Nein, weil des Durstes Zwang wir hassen,

Stürzen wir, wo wir Flaschen erfassen,

Gierig auf guten Trank und Fang los.

Wir sind zwanglos.

Darum wünscht mein Herz Euch schranklos:

Was da schal ist und belanglos,

Was da schwanklos, sang- und tranklos,

Euch in Zwang und Drang will treiben,

Bleib Euch fern, doch Ihr mögt bleiben —

Hört, jetzt lass' ich meinen Dank los —

Froh und zwanglos.

Rudolf Löwenstein

auf dem Zwanglosen Commerc 1886.





I.

Prä- und Absentienliste der
Zwanglosen.

„Er zählt die Häupter . . .“

HANS HERTZ, Verlagsbuchhändler,
Gross-Lichterfelde-Berlin.

PAUL MEYER, Rechtsanwalt, Berlin.

PAUL SCHLENTHER, Dr. phil., Redacteur der
Vossischen Zeitung, Berlin.

MAX BEL, Regierungsbaumeister, Berlin.

OTTO BRAHM, Dr. phil., Director des Deutschen
Theaters, Berlin.

THEODOR FONTANE, Kgl. Militär-Intendantur-
rat, Berlin.

RICHARD GREULICH, Dr. med., pract. Arzt,
Berlin.

JULIUS HOFFORY, Dr. phil., ao. Prof. für
nordische Philologie an der Universität Berlin.

EUGEN JOSEPH, *Dr. phil., Privatdocent für deutsche Philologie an der Universität Strassburg i. E.*

PAUL LEHFELDT, *Dr. phil., Professor, Berlin.*

MAX LESSER, *Correspondent des Neuen Wiener Tagblatts, Berlin.*

EDWIN LITTY, *Kgl. Militär - Intendanturrat, Berlin.*

SIEGFRIED OCHS, *Dirigent des Philharmonischen Chors, Berlin.*

EMIL SCHIFF, *Dr. med., Correspondent der Neuen Freien Presse, Berlin.*

MAX STANGE, *Lehrer an der Kgl. Hochschule für Musik, Berlin.*

RICHARD STERNFELD, *Dr. phil., Privatdocent für Geschichte an der Universität Berlin.*

1884.

AUGUST FRESENIUS, *Dr. phil., Mitarbeiter am Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.*

ROBERT HENRIQUES, *Dr. phil., Chemiker, Berlin.*

JOHANNES LEPSIUS, *Dr. phil., Pfarrer und Teppichweber in Friesdorf bei Wippra.*

FRITZ MAUTHNER, *Schriftsteller, Grunewald.*

GUSTAV ROETHE, *Dr. phil., o. Professor der deutschen Philologie an der Universität Göttingen.*

1885.

OTTO PNIOWER, *Dr. phil., Hilfsarbeiter am Märkischen Provinzialmuseum, Berlin.*

FRANZ WÜERST, *Regierungsbaumeister, Berlin.*

PAUL JACOBSON, *Dr. phil., ao. Professor für Chemie an der Universität Heidelberg.*

GEORG EVERT, *Regierungsrat im Kgl. Statistischen Amt, Berlin.*

ARTHUR STRACK, *Dr. jur., Rechtsanwalt, Hamburg.*

WILHELM DIETRICH, *Dr. jur., Berlin.*

ERNST VON SAUCKEN, *Landschaftsmaler, Tarenten, Kr. Darkehmen.*

MAX FRIEDLAENDER, *Dr. phil., Musikschriftsteller, Berlin.*

1886.

FRITZ SPIRO, *Dr. phil., Docent, Rom.*

RICHARD PREUSS, *Dr. phil., Custos an der Kgl. Bibliothek, Berlin.*

EDWARD SCHRÖDER, *Dr. phil., o. Professor der deutschen Philologie an der Universität Marburg i. H.*

1888.

RUDOLF WARBURG, *Handelsherr, Berlin.*

CARL POSNER, *Dr. med., pract. Arzt, Privatdocent an der Universität Berlin und Herausgeber der Berliner klinischen Wochenschrift.*

1889.

PAUL MARX, *Redacteur, Berlin.*

PAUL HAMBURGER, *Dr. phil., Redacteur der Breslauer Zeitung, Breslau.*

*HEINRICH WELTI, Dr. phil., Musikschriftsteller,
Berlin.*

LUDWIG FULDA, Dr. phil., Schriftsteller, z. Z. Rom.

HANS OLDEN, Schriftsteller, Weimar.

1890.

ROBERT HESSEN, Dr. med., pract. Arzt, Guben.

1894.

*HEINRICH MANTLER, Dr. jur., Director der
Continental-Telegraphencompagnie, Berlin.*



II.

Die Gründung.

„Beisammen sind wir . . .“

Grosse Ereignisse werfen ihre Schatten nach rückwärts. So kam es, dass schon 1883 der zwanglose Geist vorspukte.

In einer Decembernacht herrschte Unter den Linden nicht geringe Erregung. Es war der Litterarische Club, der sich nach einem dreijährigen glänzenden Daseinselend in seine Bestandteile auflöste und ein wolverdientes Ende fand. Er war gegründet worden in der Absicht, dass Alles, was Federn hat, seine hochfliegenden Pläne und Ideen gemeinsam austausche. Lag es an den Plänen und Ideen oder an den Federn, man rupfte so viel an einander herum, dass schliesslich nur ein kahler Rumpf verblieb. Die öden Prachträume Unter den Linden dienten nur noch einigen wolgepflegten Bankiers dazu, sich unterwegs die Hände zu waschen, wenn sie vom Giftbaume heimzukehren gedachten.

Als nun der Club aufgefliegen war, in jener denkwürdigen Decembernacht, schritten drei traurige Männer die damals noch nicht elektrisch erhellten Linden entlang, unschlüssig, wohin sie ihren Kummer tragen sollten. Drei arg gerupfte Clubgenossen, die diesem Club ihre gegenseitige, noch flüchtige Bekanntschaft verdankten. Bald wurden sie einig, ihren Weg dorthin zu lenken, wo schon so mancher Gram ertränkt worden ist. Ueber ein Kleines, und siehe! sie sassen bei Siechen.

Verlegen blickte der Verleger den Kammergerichtsreferendarius, dieser den Doctor an. Indem sie die Blume tranken, fragten sie: Was nun? In wessen Hirne zuerst der Blitz aufzuckte, wer kann es ergründen? Aber entschlossen, dass etwas geschehn müsse, gingen die Drei auseinander. Spät! Und am 21. December richtete Paul Schlenther an Paul Meyer eine Postkarte, in der noch jetzt zu lesen steht:

Ihr Gedanke, auf den Trümmern des Litt. Clubs etwas Neues und Freies aufzubauen, ist vortrefflich und begegnet durchaus meinen längst gehegten Wünschen. Gleich nach Neujahr ans Werk! Werben Sie inzwischen gute Männer!

Langsam reifte die Tat. An eine Anzahl

wahrhaft guter Männer gelangte mit dem Poststempel des 19. Januar 1884 eine gedruckte Karte dieses Inhalts:

Wir haben den Plan, eine zwanglose Wochenkneipe zu stiften und bitten Sie so höflich wie dringend, an einer Besprechung Theil zu nehmen, welche Dienstag, den 22. c., bei E. Schulz, Potsdamerstr. 20 I stattfindet.

Hans Hertz, Paul Meyer, Paul Schlenther,
Verlagsbuchhändler. Kammergerichtsreferendarius. Dr. phil.

Am 22. Januar fanden sich viele Treffliche im Oberstübchen des Restaurateurs Schulz, wo es später rasselte, zusammen. Alle wünschten die „Wochenkneipe“: Schiff mit, die Andren ohne Discussionsabende. Es wurde eine Stiftungsurkunde aufgesetzt, die also lautet:

Am 22. Januar 1884 vereinigten sich die Unterzeichneten im Restaurant Schulz, Potsdamerstrasse 20, zur Gründung einer zwanglosen Gesellschaft, welche sich wöchentlich einmal versammeln wird.

Unter Verzicht auf weitere Statuten und Gesetze wurde folgender Beschluss gefasst:

- I. Es wird eine Geschäftscommission von drei Mitgliedern gewählt.*
- II. Die Aufnahme neuer Mitglieder erfolgt durch die Geschäftscommission. Glaubt dieselbe*

die Aufnahme aus eigener Machtvollkommenheit nicht vollziehen zu können, so holt sie in geheimer Abstimmung die Meinung sämtlicher Mitglieder ein. Eine Discussion findet nicht statt.

III. Zur Aufnahme durch die Mitglieder sind vier fünftel Majorität erforderlich.

IV. Jeder Aufzunehmende hat mindestens einmal als Gast zu erscheinen.

In die Geschäftscommission wurden gewählt:

Dr. phil. Paul Schlenther,

Verlagsbuchhändler Hans Hertz,

Referendar Paul Meyer.

Als Vereinigungslocal wurde bis auf Weiteres das gedachte Restaurant Schulz bestimmt.

Die Zusammenkünfte sollen jeden Freitag Abend stattfinden.

Berlin, 22. Januar 1884.

Paul Schlenther. Paul Meyer. Litty. Theodor Fontane.

Hans Hertz. Ernst Wolff. Emil Schiff. Max Lesser.

Eug. Joseph. Otto Brahm. Paul Lehfeldt.

Berlin, Freitag 20. März 1885.

Heute wurde folgender Beschluss gefasst:

Für die Aufnahme eines neuen Mitgliedes ist zweimaliges Erscheinen auf der Freitagskneipe erforderlich. Nach dem ersten Erscheinen wird der

Name des Aufzunehmenden sämtlichen Zwanglosen mitgeteilt. Ueber die Aufnahme beschliesst nach zweimaligem Erscheinen die Geschäftscommission, welche etwaige Bedenken gegen den Vorgeschlagenen, sowie besondere Fürsprache für denselben vorher von den Mitgliedern entgegennimmt und in Erwägung zieht.

Beglaubigt

Die Geschäftscommission.

Schlenther. Hertz. Meyer.

Sehr bald bürgerte sich für die Wochenkneipe der Ehrenname „Zwangloser Freitag“ ein. Ob hierzu mehr die abenteuerlichen Badereisen des inzwischen abgeschwommenen Zw. Stange oder die kühnen Gedankenflüge des Zw. Fontane beigetragen haben, wer kann es ergründen? Aber die Urständ ist mit poetischer Lizenz in einem Liede verewigt, das am 7. Juni, wo per Kremser ein „Zwangloses Waldvergnügen nach Pichelswerder“ ging, allda gesungen ward. Dieses Lied lautet:

Wie es entstand.

Eines Tages tief im Winter,
Kommt der Hertzenshans dahinter,
Dass es klug und rätlich sei,
Wenn er eine Kneiperei
∴ Jeden Freitag hätte. ∴

Drauf zwee tugendhafte Leute
 Schlägt zu solchem Plan er breite:
 Einer ist vom Federviech
 Und den Andern paukt man siech
 :: Zum Jeheimden Rate! ::

Und o Schmach und Graus, man fand sich
 Rue de Potsdam Nummro zwanzig
 Zu Sardellen, Austern, Sulz
 Bei dem Roten-Decken-Schulz
 :: In dem Oberstübchen! ::

Hei! wie kamen da gelaufen,
 Die nur manchmal gerne saufen:
 Litty, Lesser, Sepp und Brahm,
 Dem so manches Mimchen gram!
 :: Schiff, der raisonnirte! ::

Dort kam Fontane ohne Sabel,
 Hier der Wolff aus einer Fabel.
 Aus der Gattin weichem Arm
 Wand sich Der da sunder Harm:
 :: Es war wirklich — greulich! ::

Den Tenore wundertönig,
 Führte ein assyr'scher König,
 Doch vor Wonne, Jemine!
 Oechslein brüllt ein hohes C!
 :: Stange kommt vom Baden. ::

Da der Bass sich röm'sch gereinigt
 Und wir zwanglos uns vereinigt,
 Drückte Lehfeldten es schwer,
 Dass uns fehlt ein nom de guerre,
 :: Unter dem wir siegen. ::

Weil uns blühet Kraft der Jugend,
Schlug man vor: Ein Bund der Tugend!
Doch den Andern recht zum Hohn,
Der servirende Garçohn
:: Nannt' uns schlechtweg: Meyer! ::

Dieser Titel, hoch im Preise,
Ehrt den Jüngling wie den Greise.
Zwanglos aber wollen wir
Ohne Namen, ohne Zier
:: Alle Freitag leben! ::

Schildert dieses Carmen den Ursprung der Zwanglosigkeit, so schildert ein andres jenen ersten kritischen Wendepunkt der Zwanglosigkeit, als es in Herrn Schulzens Oberstübchen rappelte. An einem schönen Sommerabend hatten sich draussen im Vorgarten, der nun samt der alten Villa Duncker längst vom Erdboden verschwunden ist, die Zwanglosen niedergelassen, nicht ahnend, dass es dem Zw. Brahm sehr bald ziehen würde. Um den Wackern zu wärmen, begab man sich ins bestellte Extrastübchen, von dem inzwischen rohe Banausen Besitz ergriffen hatten. Herr Schulz, drob zur Rede gestellt, meinte, die Zwanglosen gehörten an die Luft. Ob bei diesem vor versammelten Krebsessern gewechselten Zwiegespräch der grobe Wirt oder der Wort-

führer der Zw. stärker brüllte, wer kann es
ergründen? Eins aber steht fest: Oechslein
brüllte zu Pichelswerder diesen Sang:

Im Schulz'schen Lokal in der Potsdamerstrass'
Da sassen wir manchen Tag,
:: Bis dass — hört an, wie es geschah —
Der Wirt die Treu' uns brach! ::

Im Schulz'schen Lokal in der Potsdamerstrass'
Da sprach der Wirt: Halt an!
:: Die eine Gesellschaft taugt mir nicht,
Ich nehm eine z wei te an. ::

Im Schulz'schen Lokal in der Potsdamerstrass'
Da rief der Gäste Schaar:
:: Man bringe unserm zwanglosen Tisch
Sofort die Rechnung dar. ::

Im Schulz'schen Lokal in der Potsdamerstrass'
Rief Schlenther laut: O weh!
:: Jetzt komm' ich durch die Geschichte um
Ein Hühnerfricassee! ::

Im Schulz'schen Lokal in der Potsdamerstrass'
Da schlug die Uhr halb zehn
:: Da war der ganze zwanglose Tisch
Im Weihenstephan zu sehn. ::

Im Schulz'schen Lokal in der Potsdamerstrass'
Sich Keiner mehr beschwert,
:: Kein Gast wagt mehr ein lautes Wort
Ueber das, was er verzehrt! ::

III.

Die Feste.

„Freude trinken alle Wesen.“

Wenn die beiden hier neu edirten Litteraturerzeugnisse auf die Vergangenheit der Zw. deuteten, so galt eine dritte auf jenem Waldvergnügen in Pichelswerder vorgetragne Dichtung diesem selbst. Denn als der Wald schon dunkelte und im Gartensaal die Bowle funkelte, als an langen Tafeln die Gäste paarweis sassen, da erhob sich zur Freude seiner Eltern und aller Lieben Theodor Fontane, der zw. Sohn, und sprach also erbaulich:

In des Lebens buntem Treiben
Muss man manchmal stehen bleiben,
Um in rückgewandtem Schanen
Das Erlebte zu — verdauen.
Dementsprechend, liebe Leute,
Möcht ich kniffelversig heute
Das Gebotne resumiren,
Keinesfalls es — kritisiren;
Denn es fehlt mir, wie es heisst.
Ganz des Vaters krit'scher Geist.

Ein Vergnügen eigener Art
War schon gleich die Kremserfahrt,
Männiglich schuf auch Ergetzen
Dann das Wasser-Übersetzen;
Drauf des Kaffees brauner Saft
Gab zu dem Spaziergang Kraft
Nach dem schönen Schildhorn-Blick.
Auf dem Weg von da zurück
Macht der biedre Bummler Stange
Ein'gen Damen ernstlich bange,
Wonnig überkam es Jeden,
Als dann unser von der Meden
Besser noch als einst Stradella
Sang mal mit, mal a capella.
Auch die Andren vom Quartett,
Autor dito — waren nett.
Doch was klang aus Ihren Kehlen
Möcht ich zu dem Schönsten zählen
Was mein sehr verwöhntes Ohr
Je gehört von einem Chor.
Dass sich Jeder amüsire
Engagirten wir selbst Tiere,
Uns zu weihen ihr Talent:
Ochs und Wolf, es war patent!
Freilich, freilich noch patenter
Schien mir das, was erst Freund Schlenker
Sprach in Sätzen schönsten Stiles,
Uns — noch mehr ihm selbst gefiel es
So, dass eben der bewusste
Herr noch mal sich hören musste.
Schade desshalb, weil Freund Brahm
Nun nicht mehr zu Worte kam,

Ja, zu spät der kluge Kopf
Kroch aus seinem Kleistertopf. — —
Dies geschah und noch viel mehr:
Bum! das Fest gefällt mir sehr.
Ja, ein wol durchdacht Programm
Bringt die Freude auf den Damm.
Auch den leiblichen Genuss
Lobend ich erwähnen muss. — — —
Trotzdem uns die Sorge quält,
Ob nicht doch noch etwas fehlt.
Leider! denn, so meint auch Bel es,
Denn noch fehlt' was Offizielles!
Und da Schlenther, Dr. phil.
Nicht schon wieder reden will.
Trug er mir auf das Verbrechen,
Offiziell Sie anzusprechen.
Ach! Verzeihung meinen Sünden!
Allerdings könnt' man begründen,
Dass, da zwanglos der Verein,
Offiziell nicht passt hinein.
Aber dennoch wills mir scheinen,
Dass sich Beides lässt vereinen.
Denn das ists, wonach im Leben
Man mit aller Macht muss streben,
Dass man das, was hemmt und bindet,
Nicht als einen Zwang empfindet
Und den 'mal gegebnen Normen
Es versteht sich anzufornen,
So dass schliesslich man trotzdem
Zwanglos lebt und angenehm.

Und so gings noch weiter. Aber so sehr

die durch den Druck und auch sonst ausgezeichneten vier Reimpaare die zw. Lebensanschauung abbilden, so bleibt doch die Dichtung hinter der Wahrheit, wie so oft, auch hier weit zurück, denn die Wunder jener Waldfeier lassen sich selbst vom Sohne des märkischen Wandrers nicht beschreiben. Ob das abgefeimte Rencontre mit den Strolchen im Walde oder die sangesfrohe Kaffeestunde auf der Inselterrasse, oder der Heimweg bei Vollmondschein zu den in den Pichelsbergen wartenden Kremsern berückender war, ob sichs auf den Gefilden des grünenden Eilandes oder in Schiffs improvisirter Tischkartenerklärung weiter schweifen liess, und ob neben den beiden holdseligen Brautpaaren Litty und Lehfeldt in der Wonne dieser Sommernacht noch Andre bräutlich fühlten, wer kann es ergründen?

* * *

1885. 31. Januar. Zwangloser Abend mit Gesang, Spiel und Tanz. Auch dieses weithin berühmt gewordenen Festes herrliches Gelingen bezeugten Dichterstimmen auf dem Feste selbst. Im Saale des Englischen Hauses drängte sich eine schön gekleidete Menge vor aufgeschlagner, noch nicht freier Bühne.

Zwanglosen Walzern des inzwischen zwangvoll gewordenen Ernst Wolff folgte nach einer von der Hauskapelle der Zwanglosen ausgeführten Introdutione quasi fantasia alla chinesa die zwangloseste Operette. Der im chinesischen Geschmack tief sinnig ausgestattete Komödientext weist als Dichtercomponisten den Zw. Siegfried Ochs nach und führt folgende Personen auf: Der Mandarin (Zw. Stange); Kiau-Luan, seine Frau (Frau Helene Friedländer, eine edle Gönnerin der Zwanglosen); Tiän-Shin, beider Tochter (Beate Wüerst, die Diva der Zwanglosen); Eduard Krause (Zw. v. d. Meden); Zwei Tempelwächter (die Zw. Wüerst und Sternfeld); Ein Sklave (Zw. Pniower). Kritik übte hieran der damalige Theaterrecensent der Tante Voss und demnächstige Director des Deutschen Theaters, obwol er insofern Partei war, als er selber den chinesischen deus ex machina mit stummem Neigen des göttlichen Hauptes höchsteigenköpfig executirt hatte. Seinen knüttelschönen Worten fiel bei Tisch Jedermann bei, unter den Tisch aber fiel (es rast das Fest und will sein Opfer haben) die unergründlich tiefe Erklärung der Tischkarte, welche, wie beim Waldvergnügen, so auch diesmal der Zw. Bel baumeisterlich entworfen

hatte. Nach Tisch, beim Tanz begann ein neu Vergnügen:

Denn auf so mancher Wange holdsel'ge Röslein blühen,
Und auf so manchem Röslein zwanglose Blicke glühen.

Dass neben den lauten Verdiensten der Sänger, Spieler und Tänzer, vor Allem des chinesischen Dichtercomponisten auch die stillen gebührend zur Würdigung kamen, beweisen die jene Tischkartendeutung an Sinn und Kürze weit übertreffenden Verse des Zw. Fontane:

Dass ein Fest gelinge,
Braucht man viele Dinge,
Aber namentlich ein Comité.
Für die heut'ge Feier
Schlenter, Hertz und Meyer
Mühten redlich sich als Z. F. C.
Der schreibt trotz Examen
Auf die Karten Namen
Kalligraphisch, wie er's nie getan,
:: Und der arme Schlenter,
Durch die Strassen rennt er,
Kommt fast ganz aus seinem Schlendrian. ::

Hans Hertz mit den Beiden
Theilte alle Leiden,
Doch er ist noch nicht der Sorgen quitt:
Wenn das Fest vorbei ist,
Wieder er so frei ist
Auszurufen: „Mir das Deficit!“

Doch er tut es gerne,
 Denn in ros'ger Ferne
 Lächelt bald'ge Deckung hold ihm zu.
 :: In der blauen Kasse
 Sammelt sich die Masse
 Mammons (Meden sorgt dafür) im Nu. ::

War dieses Winterfest vornehmlich dazu bestimmt, den Zw. als neckischen Schwere-
 nöter im Kreise der Holden zu entfalten, so kam mit dem zunehmenden Jahre auch bald die Zeit, wo der Zw. gern wieder einmal unter sich feiern mochte. Man entschwand in hellen Schaaren, aber gänzlich ohne mitgenommene Damen, auf zwei Tage (30. u. 31. Mai 1885) in den Spreewald. Von den mannigfachen Abenteuer dieser nie wieder erreichten Ausschweifung ist ein Teil in der folgenden Dichtung niedergelegt worden, die wesentlich später, am 26. Februar 1886, auf dem Zwanglosen Comers mit Damen im Norddeutschen Hofe gesungen ward:

Ein braver Mann, Herr Jacobson,
 Von Stand ein Chemicaler,
 Befand sich auf 'ner Bahnstation
 Mit stärkendem Labsale.
 Und weil die schwüle Eiserbahn
 Im Junio unbequem,

War jedem zwanglos Reisenden
 Ein Gilka angenehm,
 Schnaps, Schnaps, Schnaps, du edeles Getränke,
 Du bist und bleibst von der Natur,
 Von die Natur, von das Natur
 Das edelste Geschenke.

Hier Lübben und dort Lübbenau,
 Wie schön seid ihr gelegen!
 Nur schade, dass des Himmels Blau
 Entweichen muss dem Regen!
 Doch in dem nächsten Dorfe schon
 Ein Wirtshaus war zu schauen,
 Allwo sie sicherlich ganz ohn'
 Cichorie Kaffee brauen,
 Kaff', Kaff', Kaff', du edeles u. s. w.

Drauf ging es hurtig querfeldein
 Vorbei an schmucken Dirnen.
 Ein G'witter hüllt die Sonne ein,
 Der Schweiss steht auf den Stirnen.
 Nun sind wir aber Gott sei Dank
 Im ländlichsten Lokale,
 Schon nach zwei Stündchen bringt Herr Panck
 Die schäumenden Pokale.
 Bier, Bier, Bier, du edeles u. s. w.

Als wir den guten Bars verzehrt,
 Wird kecklich commersiret,
 Bis dass der Cantor unerhört
 Gefühlvoll cantatiret,
 Ein Bäuerlein, vom Sprit entbrannt,
 Verpetzt den wackren Alten,

Indess sich Mauthner sprachgewandt
Tut wendisch unterhalten.
Sprit, Sprit, Sprit, du edeles u. s. w.

Auch sonst begibt sich dies und das,
Davon die Sänger schweigen,
Davon sich erst des Morgens krass
Die trüben Folgen zeigen.
Ach! Durch den taubenetzten Kohl
Ein schwarzer Schatten schleicht:
Ihm ist so weh! Ihm wird erst wol,
Da man ihm Cognac reichet.
'gnac, 'gnac, 'gnac, du edeles u. s. w.

Dieweil es just ein Sonntag war,
Nach Burg (sprich Burk) wir schritten,
Wir wurden feucht auf Haut und Haar,
Und Brähmlein hat gelitten.
Doch vor der Kirche ward uns Lohn,
Allwo sie sich erbauen
Zu ihrer hehren Weltmission,
Des Spreewalds tapfre Frauen.
Bier, Bier, Bier, du edeles u. s. w.

Bei Herrn Panck das Dejeuner,
Das stärkt Stracks Hertz und Magen,
Es weiss gegen Salat und Reh
Auch Saucken nichts zu sagen.
Nach Muttern bang, macht unser Fritz
Sich auf Mariechens Socken,
Doch Brahm, ein Kind von Mutterwitz,
Hat Rotspohn eingestocken.
Spohn, Spohn, Spohn, du edles u. s. w.

Auf Kähnen gings durch Flur und Feld,
 Held Gurlitt schwang sein Banner,
 Brahms Schatz umschlich der Sternfeld.
 'nen Schurkenstreich ersann er.
 Paul Meyer soff das rothe Nass
 Und Ochs benahm sich schändlich:
 Brahm trinkt und schreit: „Was ist denn das!“
 Dess freut sich Huhn und Entrich!
 Spree, Spree, Spree, du edles Getränke u. s. w.

Es erneuerte sich auf dem höchst comment-
 mässigen Commerce nach Lehfeldts weisem
 Vorbedacht auch ein „Biergericht“, das in jener
 ereignisschweren Spreewaldnacht ex improviso
 zu vielerlei Kurzweil abgehalten wurde und so
 einzig war in seiner Art, dass es sich schwer
 wiederholen liess. Es wurde auf dem Commerce
 an Kraft des Eindrucks übertroffen durch das
 von Mauthner ersonnene, von Sternfeld ge-
 sungene, berühmte zwanglose Funiculi Funicula.

Studenten sind wir, wenn wir unter Bieren
 :: Das Hohe schaun, ::
 Drum wenn wir alten Häuser commersiren,
 :: So seis mit Fraun. ::
 So ein Juriste jemals beim Examen
 :: Nicht durchgeplumst, ::
 Hat er das „Mein!“ und „Dein!“ erlernt bei Damen,
 :: Die schwere Kunst. ::
 :: Mädchen haben ihm das angetan, ::
 :: Nicht Ulpian, Justinian! ::
 Ihm das angetan,
 Nicht Ulpian, Justinian.

Auch Plato lasen wir nicht beim Professor,
 :: Der war zu alt! ::
 Platonisch fühlen lehrte uns viel besser
 :: 'ne Huldgestalt. ::
 Und spürten Medici den grossen Muskel,
 :: Wars Herze krank, ::
 Da schnitten sie des Mägdeleins Majuskel
 :: Wohl in die Bank. ::
 :: Uns zog ewig Weibliches hinan, ::
 :: Nicht der Galen, Quinctilian! ::
 Weibliches hinan,
 Nicht der Galen, Quinctilian.

Selbst Philologen treiben öfter Minne
 :: Mit Akribie; ::
 Die alten Schmöker stumpften ihre Sinne
 :: Für Frauen nie. ::
 Und schütteln die Pedanten noch so schrecklich
 :: Den grauen Schopf, ::
 Aus manchen alten Mären blicket kecklich
 :: Ein Weiberkopf. ::
 :: Weil das Weib fehlt, fehlt das Beste ihm, ::
 :: Dem Wörterbuch der Brüder Grimm! ::
 Fehlt das Beste ihm,
 Dem Wörterbuch der Brüder Grimm.

Sogar die armen Theologen gelten
 :: Als Facultät; ::
 Nur weil am stillen Pfarrhauserd nicht selten ::
 :: Die Past'rin steht. ::
 Drum wenn wir alten Häuser commersiren, ::
 :: So seis mit Fraun, ::

Die uns mit ihren Augen promoviren

:: Beim ersten Schaun, ::

:: Zwanglos sind wir Frauen untertan, ::

:: Nicht mehr dem Rector und Dekan! ::

Frauen untertan.

Nicht mehr dem Rector und Dekan.

*

*

*

Die Tischkarte bildeten diesmal sehr eigentümlich fünf zw. Häupter, von Stauffer radiret und von Gurlitt gedeutet. Dieses kostbare Blatt ist das Vermächtnis des Meisters an seine vielleicht treuesten Freunde geworden. Auch an einer Biermimik liess der zw. Commers es nimmermehr fehlen. Von wem sie geschaffen, wer kann es ergründen? Der Eine gab das Salz, der Andre den Pfeffer, der Dritte den Senf dazu. Sternfelds bärtige Eurydicke ist noch itzo zartgesinnten Frauen in verblüffender Erinnerung, während Ochsen Brunhilde sich durch Grazie und Schelmerei in die Herzen aller Hörer brachte und der blonde Recke Siegfried-Saucken, nicht minder aber der berückende Friedländer - Orpheus nette Wonne verbreiteten.

Vater Wotan - Zeus aber spottete seiner göttlichen Zweieinigkeit. Bald nachdem er zu den Unsterblichen gehört hatte, ist dieser lieb-

werte Genosse, von den Zw. tief beklagt und nicht vergessen, am 27. September 1887 von dieser Erde abgeschrieben. Er hatte sich äusserlich schon vorher von unsrem Kreise getrennt, aber das freundliche Bild George Fontanes bleibt uns leben. Auch Zwanglose standen dabei, als in Lichterfelde über seinem Sarge die drei Salven fielen.

* * *

1887, am 21. März fand im Englischen Hause dasjenige Zwanglose Fest statt, bei dem die Zw. Einkehr in sich selbst hielten und in erster Reihe Tänzer, nichts als Tänzer zu sein gedachten. Endlich durfte Henriques seinen längst im Busen gehegten Cotillon entfalten, und Fresenius wagte schüchtern eine Erneuerung des altdeutschen Reigens. Aber sonder Mimik ging es auch dieses Mal nicht ab, und Mauthner erfand den »Zweifelhaften Zwilling«. Oswald, eine zarte Jungfrau, von Friedländer mit zärtlicher Jungfräulichkeit und blonden Zöpfen gestaltet, litt an einem Bass, und zwar hereditär. Auch sie fordert, wie Oswald, schliesslich die Sonne, und der Gespenster Oberstes ist der alte Lajosch, der den dritten Zwilling bringt. Von wo? Wer kann es ergründen?

Von den Schrecken dieses naturalistisch-symbolistischen Trauerspiels mussten sich die zw. Damen drei Jahre lang erholen. Zwar gelang es, sie einmal in die Höhle ihrer Löwen zu locken, in den Dessauer Garten. Aber selbst das Buffet liess sie kalt, so heiss es auch sonst durch Gas, eine Schiffahrt zum alten Nestroy und Sternfelds Gesänge wurde. Und am 20. Januar 1889, auf einer »Wansecession«, wo allen „Wanselectanern“ in „Wanseparatabdrücken“ ein mehr als zwangloses Lied gewidmet wurde, fehlten sie zu ihrem Heile. Als Verbrecher des Liedes stellte sich der noch seit Eurydickes Zeiten her schreckende Sternfeld heraus.

Doch der rasende Sänger endet diesmal friedlich und preislich. Es war über die Zw. eine Krisis gekommen, oder, richtiger gesagt, sie hatten sich gemausert. Im Dessauer Garten, dem alten Stammlocal, wurde so wenig Bier getrunken, dass der Wirt die Zwanglosen wieder einmal hinauswarf. Sie wanderten ruhelos durch verschiedene Kneipen des Westens, bis sie endlich festen Halt und flaves Bier bei Frederich im Hinterstübchen fanden. In jenen zerfahrenen Zeitläuften glaubten einige Zw. kleinmütig wie sie waren, ihr Heil in einem andern Club zu finden, und damals war es der

getreue Sternfeld, der am Wansee zur rechten Zeit mit rechtem Wort den Schächern ins Gewissen rief:

Doch ob Schlenther gründet,
 Ob auch mancher findet
 Ueberlebt die Losigkeit des Zwang.
 Wir von heil'gen Schauers
 Halten des Dessauers
 Alten Garten fest und sonder Wank';
 Ob es draussen stürmet,
 Ob Gefahr sich thürmet,
 Hier herrscht Fröhlichkeit bei gutem Trank
 :: Drum wen Zwang noch würet,
 Wen Humor beschirmet,
 Find' hier Freitags **zwanglos** seinen Club.

* * *

Als ein Zw. Fest darf auch der 70. Geburtstag Theodor Fontanes (des Vaters) angesehen werden, der am 30. December 1889 stattfand und am 4. Januar 1890 mit jenem „Sinn für Feierlichkeit“, der dem Jubilar bekanntlich fehlt, durch ein Bankett im Englischen Hause festlich begangen wurde. Schon den 30. December erschienen in der Wohnung des Dichters die Zw. Brahm, Fulda, Hertz, Meyer, Schlenther, und letzterer redete den Gefeierten an:

Auch Fontanes Herz erfreut der Wein!
 So sprachen Hertz und Meyer.
 Drum holen wir ihm den vom Rhein,
 Du, Schlenther, schlägst die Leyer.

Nun hat mein Lied vom „Lafontaine“
 Schon Tante Voss geleyert,
 Und ich steh hier in Dichterweh'n
 Behertzt nicht, nein: gemeyert.

Was tu ich nun? Wie fang' ich's an?
 Nur zwanglos üb' ich Tugend!
 Drum — trink mit uns, du junger Mann!
 Es kommt vom Bund der Jugend!

Nun kreiste der mitgebrachte Römer, und am Bauch der Flaschen Rheinweins wurden die Inschriften bewundert, die Meyers findiger Sinn aus Fontanischen Stilblüten, für die flüssig-feurige Gabe passend, ausgelesen hatte. Beim Festmahl am 4. Januar bildeten die Zw. mit Zubehör eine stattliche Tafel für sich.

Hier wol entstand der Gedanke, am 13. März 1890 nach langer Unterbrechung wieder ein besonderes Damenfest im Englischen Hause zu feiern. Auf diesem Fest gingen mit schönen Dichtungen zwei neue Sterne am zwanglosen Himmel auf: Fulda und Posner. Da ihre Dichtungen aber ebenso lang wie wundervoll sind, so verzichten wir um so

mehr auf ihre Wiedergabe, als Fuldas Sang auf die Damen wol demnächst in dieses Allerweltspoeten sämtlichen Werken erscheinen wird, Posners mitternächtliche Orakelsprüche aber in allen zw. Herzen noch heute laut nachklingen und überdies im zw. Schrankarchive noch heute stark aufliegen. Fuldas Muse gehöret aller Welt. Sie hat sich den Zw. nur flüchtig genaht und schnell verflüchtigt. Von Posner aber darf man sagen: „Denn er ist unser“. Seit 1890 datirt die Aera Posner. Was Siegfried Ochs in den achtziger Jahren dieses Säculums war, Posner ist es in den neunzigern geworden: die Seele und der Geist der zw. Feste, von Allen geliebt, nur von der blauen Kasse gefürchtet. Dieses Winterfest war das poesiereichste von allen. Denn kaum giebt es einen Zw., der nicht dazu in Versen gesungen oder geredet hätte. Aber Posner war allen andern um die Länge seines Gedichtes voraus

Posners Verse sind es auch, die das Festprogramm der am 7. Juni desselben Jahres gegen den Wansee gerichteten Zwanglosen Dampfspritze verewigten.

Um drei Uhr fängt an der Potsdamer Bahn
 Ganz sicher — ob Frost, ob Hitze —
 Das zwanglose Sommervergnügen an,
 Auf bürgerlich hölzernem Sitze

Um **viere** bereits bekommt das Ding
 Ein sehr viel fröhlicher Ansehn:
 Die Dampfer besteigen wir frisch und flink
 Und durchschneiden die Fluten des Wanseen.

Um **fünf** zur Stärkung von Leid und Weh
 Etwaiger Wan-Seekranker
 Gehn wir in Nedlitz zu Mokokakaffee
 Und hausbacknem Kuchen vor Anker.

Um **sechs** erbuddeln wir tief im Wald
 Der Vorzeit ehrwürdige Trümmer:
 Doch regnet es, oder es ist zu kalt,
 So buddeln wir lieber im Zimmer.

Um **sieben** wird gemeinsam spaziert
 Und allerlei Torheit getrieben:
 Und wer sich ein kindliches Herz conservirt,
 Kann die kindlichsten Spiele üben.

Um **achte** giebt es Essen und Bier;
 Um **neune** schnürt man den Ranzen . . .
 Nun, lieber Henriques, sagen Sie mir:
 „Wo hab' ich da Zeit zu tanzen?“

Von dieser Dampfspritze lässt sich im
 Uebrigen berichten, dass der Zw. Hertz
 hier das Talent seiner Beredsamkeit entdeckte
 und wie das Wasser sprach, das vom Himmel
 floss.

Den 14. April 1892 (es war der Grüne
 Donnerstag) sassen im altbekannten Nord-

deutschen Hofe die Zw. mit ihren Frauen. Bräuten und Schwestern still bescheiden unter sich. Sie tafelten in Frieden und sangen u. A ein Ostereiweihelied von Lehfeldt, worin der tief durchdachte und noch tiefer empfundne Wahrspruch erscheint:

Selbst in der zwanglosen Mitten,
 Bringt Musik Gefahr den Sitten
 Kommt die Rede mal auf Liszt,
 Wagner, Schubert — o dann ist
 Schleunige Flucht das Beste.

Bei diesen Worten sah man, wie der sonst so wolfgrimmige Friedländer sein Haupt in die Serviette senkte. Was ihm dabei durch den musikalischen Sinn zog — wer kann es ergründen? Aber dann fasste er wiederum Mut und lachegöttlich sang er, zum ersten Mal im Zweikampf mit Frauen Alice, dem „bösen Princip“. Text natürlich von Posner, dem „Guten“. Nie hat Wildenbruch heiliger gelacht. Es war heillos. Es war zwanglos.

Zum Schluss hiess es wieder nach der alten Weise: „Wenn wir alten Häuser comersiren, so sei's mit Frauen!“ Der Zw. Marx als Bierpräses bewies, dass sein junges Leben Frauen noch ferne steht.

Dass auch Zwanglose ihre Feste feiern,

wie sie fallen, bewiesen sie zu Ostern. Sie bewiesen es auch Weihnachten. Am 27. Dezember 1892 waren sie wiederum, diesmal im Askanischen Hofe, so traulich beisammen, dass selbst Posner seine Balduin Bählammslaune verlor und elegisch wurde, was sich auch gut anliess. Aber noch besser liess an Berthens Lehfeldt, der Weihnachtsfrau Seite, sich sein Weihnachtsmann an, der Vieles und Jedem etwas brachte.

Dann schüttelte und knüttelte es den zw. Ochs nur so von Reimen, Schlenther betrat tastend die öden Odenpfade des alten Klopstock, und schliesslich stellte sich auch unter diesem grünen Tannenbaum heraus, dass unsre herrliche zw. Nachtigall nicht der Frühling braucht wiederzubringen. Sie singt das ganze Jahr und immer neue liebe Lieder. Sie ist die Orphea, der entzückt selbst die zwanglos musikalischen — Ochsen lauschen. Ihr süsser, schmetternder Sang, Emilie Welti-Herzog, geleite uns nun auch zum Stiftungsfest und ins zweite Jahrzehnt unsres zw. Daseins.



IV.

Unser Friedhof.

„Wir tragen die Jugend . .

Am 30. Juli 1886 starb in Hamburg bei seinen Eltern nach langem schwerem Herzleiden Hermann von der Meden. Er gehörte zu den Stiftern der Zwanglosen und war Einer ihrer Getreuesten. Seine schöne Tenorstimme und sein reiner, echter, aufs feinste gebildete Künstlersinn machten ihn in der ersten Hälfte der achtziger Jahre zu einem der gefeiertesten deutschen Concertsänger. Die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Wesens lag auch in seinem musikalischen Vortrag. Wieviel Innigkeit der Empfindung in diesem Weltkinde lebte, wie zart sein Ausdruck heiligster Gefühle sein konnte, bewies er vor Allem in der Matthäuspassion als Evangelist, den er lediglich durch Gesang zu einer Gestalt schuf. Sein musikalisches wie menschliches Charakterisierungsvermögen hätte durchaus hingereicht, ihm auch die Opernbühne zu er-

schliessen. Als wir Zw. die Operette unseres Siegfried Ochs aufführten, entfaltete Freund Meden die überraschendsten Gaben, die der Festredner an jenem Abend nach Gebühr gewürdigt hat:

Aber wie beginn ich nun,
 Dir, o Freund, genug zu tun,
 Der uns Beides war mit Eins
 Unser Deetz und unser Kainz —
 Vortragsmeister, Regisseur,
 Liebhaber und, was viel mehr,
 Auf den Brettern ganz zu Hause:
 So war unser Eduard Krause.
 Eduard Krause v. d. Meden!
 Heiss mich nicht schweigen, heiss mich reden.
 Zwanglos künd' ich es und gern,
 Unsres Bunds bist du der Stern.

Aber schon damals, mitten in der fröhlichen Arbeit, sahen wir mit Sorge, wie er zuweilen plötzlich inne hielt, schwer aufatmete und die Hand ans Herz legte, als müsst' er seinem Schlage wehren. Dann konnte sein schönes, klares Auge weithinaus sinnen, als such' es eine andre Welt, und ein stiller Ernst ging durch sein ganzes Wesen. Wir ahnten, dass wir ihn verlieren würden, und konnten uns nicht mehr so recht freuen, wenn er zum zw. Freitag kam und, wie immer, geistig interessirt

für jeden Fall der Kunst und des Lebens oder auch lustige Schnurren lustig erzählend, die Nacht betrog, die ihm zu Hause doch keinen Schlaf mehr und kein ruhiges Liegen gegönnt hätte. Dann kam er nicht mehr. Es hiess, er sei bei seinen Eltern. Dort ist er gestorben. In Gotha wurde seine Leiche verbrannt. Auch sein Künstlerruhm fiel bald in diese Asche. Im Herzen der Zw. klingt seine helle Menschenstimme fort.

Anfang Juni 1889 starb in Paris Fritz Rieger. Er ist am 18. März 1862 in Darmstadt geboren. Sein Vater ist ein tiefer, ernster und frommer Forscher auf dem Gebiete deutscher Sprache und Dichtung, ein Nachkomme von Goethes Jugendgenossen Klinger. Fritz kam mit 18 Jahren vom Gymnasium und hat in Berlin und Heidelberg studirt. Er wechselte oft seine Wissenschaft. Zuletzt hielt er sich unter dem Einflusse Herman Grimms an die Kunstgeschichte; wenn er dann seine Zukunft überdachte, so sah er sich gern als den Director des vaterstädtischen Kunstmuseums. Seine Inauguraldissertation handelte von der Altarsetzung der deutschen Könige nach der Wahl. Am 25. Juli 1885 promovirte er in Berlin zum Doctor der Philosophie. Die Zw. Joseph und

Schlechter waren seine Opponenten. Nach der Ceremonie ging es zum fröhlichen Doctor-schmaus und einige Tage später fuhr Freund Fritz heim an seine liebe Bergstrasse, wo der Sommer so schön ist. Nach Berlin und zu den Zwanglosen ist er nie wieder zurückgekehrt, Wer ihn in den nächsten Jahren bald in München, bald in Italien, bald in Paris wieder-sah, fand ihn jedesmal anders an Wesen und Erscheinung. Im Bedürfnis, jeder Umgebung sich anzupassen, schien er immer mehr sich selbst zu verlieren. Der Theorie müde, beschloss er Maler zu werden. Neujahr 1888 ging er nach Paris. Hier malte er ein Porträt des frühern Zw. Ernst Wolff, das bis auf die unvollkommene Technik von Kennern gelobt wurde. „War hierin nichts Höheres mehr zu erreichen?“ fragt sein Vater; „Mit Geduld, mit Ruhe, mit heiterem Mute gewiss. Aber davon war nichts mehr da.“ Die Briefe an die Seinen waren auf Verbergen und Schönen berechnet, aber ihr Ton machte doch besorgt. Im Frühling 1889 bat er um den Besuch seiner geliebten Mutter. Dieser ward ausgeführt. Sie fand ihn still und ernst, aber nicht wie Einen, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Zukunfts-pläne wurden besprochen und Sachen für ihn

gekauft. Am 4. Tage nach ihrer Abreise schoss er sich tot. Nichts hatte er sich gegen seine Eltern vorzuwerfen. Die Freunde hatten eine wachsende Schwermut an ihm bemerkt und Unlust zur Arbeit. In dem hinterlassenen Briefe schreibt er, dass er nie an seinen Künstlerberuf geglaubt habe. Seit Jahren habe er gefühlt, dass er sich töten müsse. Alle seine Oelstudien fanden sich zerschnitten. Sein Vater beurteilt dieses Schicksal wol richtig, wenn er meint, Fritz sei eine Natur gewesen, die von frühen Jahren an alle Fasern nach dem Schönen in Musik und Poesie ausstreckte, und der es an Derbheit fehlte, den Kampf mit dem Leben, besonders dem modernen Leben aufzunehmen. „Vielleicht“, fügt der Vater im Brief an einen Zwanglosen hinzu, „hätte ihm eines helfen können: Armut.“ Fritz Rieger war im ersten Jahr unsrer Zwanglosigkeit der jüngste, stillste und reservirteste unter den Genossen. Er hörte zu und warf nur selten mit seiner feinen, leisen Stimme, die ein Bild seines Wesens war, ein Wort hinein. Aber sein Dabeisein freute jeden, ein jeder hatte ihn lieb. Jeder freilich hätte ihm auch ein correctes und behagliches Weiterleben vorausgesagt. Dass Dämonen in diese zarte Seele ziehn würden, ahnte Keiner.

Am 24. Januar 1891 starb in Florenz Karl Stauffer. Er ist am 2. September 1857 in Trubschachen im Emmental geboren. Sein Name und sein Werk gehören zur Geschichte deutscher Kunst. Sein Schicksal ist erzählt und erklärt durch die wesentliche Schrift des Zw. Brahm. Stauffer, einer der Fleissigsten, kam nicht oft zu unsren Freitagen. Wenn er kam, fühlte man, dass ihm wol war, sofern nicht die Musik im Gespräch zu sehr vorherrschte. Ein interessantes Blatt seiner Radirungen stellt Zwanglose dar und ist „Seinen lieben Zwanglosen“ gewidmet. Die Erinnerung an diesen Freundeskreis wachte auch in Wahnsinn und Kerker wieder auf. Es fand sich ein Zettel folgenden Inhalts bei ihm vor: „Zwanglos nicht klanglos. Ein Weihnachtsgross an seine Berliner Freunde vom zwanglosen Stauffer. Dec. 89. . . . Die Hälfte des Reinertrages fällt der zwanglosen Kasse zu mit der Bedingung, dass alljährlich, wenn die Trauben reifen (nicht die Berliner), an einem schönen Ort eine zwanglose Bowle getrunken werde ad majorem dei et sanctissimae virginis gloriam.“ Auch dieser Zettel beweist, wie verstört dieser Geist schon ein Jahr vor seinem Tode war; kein Zw. wird wider ihn den

Stein aufheben. Wir haben nur die stolze Erinnerung, dass ein grosser Künstler unter uns war.

Am 24. Januar 1892 starb in San Paulo in Brasilien am Typhus und gelben Fieber Oswald Boxer. Zwei Jahre früher war er Zwangloser geworden. Er hielt sich damals als Correspondent mehrerer Wiener Blätter in Berlin auf. Eine anspannende Berufstätigkeit, schwere Trauerfälle in der Familie, hochfliegende journalistische Ideen und wol auch ein heimliches Herzleid wirkten auf seine Nerven. Der lustige, lebendige Gesellschafter wurde ernst und still, zog sich von den Freunden zurück und, hypochondrisch wie er war, befragte er einen Nervenarzt. Dieser befahl ihm eine mehrmonatliche, weite Seereise. Er nahm in Folge dessen einen Antrag an, den ihm das Comité für die Auswanderung russischer Juden machte. Im August 1891 ging er nach Brasilien, um dort passendes Land für Ansiedelungen auszuwählen. Die Seefahrt tat ihm wol, aber drüben warteten seiner übermässige Anstrengungen, die doch zu keinem rechten Ziel führen wollten. Die Briefe, die er um Weihnachten nach Berlin schrieb, sprachen von Heimweh und baldiger Rück-

kehr. Während diese Briefe in die Hände der Freunde kamen, lag er bereits schwer darnieder. Seine alten Eltern, seine Geschwister verloren ihren Ernährer, die Presse verlor einen ihrer gewandtesten, modernsten und unternehmungslustigsten Vertreter, die Freunde verloren einen prächtigen Kumpan. Von galizischen Juden stammend, in Wien im Mai 1861 geboren, ohne rechte Disciplin und Schulbildung aufgewachsen, war unser armer Boxer durch seinen offenen, gesunden Beobachtungssinn, sein natürliches Gefühl und die Munterkeit seines Geistes jeder Unterhaltung, jedem Natur- und Kunsteindruck, jeder Lebenslage gewachsen. Dass seine Sehnsucht nach Amerika ging, war natürlich, denn er selbst mit seiner traditionslosen Lebenskraft war ein Stückchen Amerika. Vergangenheit gab es für ihn nicht. Er lebte ganz in der Gegenwart und hat eine Zeit lang viel von der Zukunft erwartet. Das Schicksal täuschte ihn.

Am 8. Februar 1893 starb in Thonberg bei Leipzig, 40 Jahre alt, Fritz Gurlitt. Sein Platz auf der Erde war fünfzehn Jahre lang im berühmtesten Kunstwinkel Berlins, Behrenstrasse, zwischen der Friedrich- und Charlottenstrasse. Dort hielt er rechts mit Amsler und

Ruthardt gute, links mit Eichler minder gute Nachbarschaft. Rechts von den farblosen Stichen, links von den farblosen Gipsabgüssen alter Meister her kam man vor den Schaufenstern des Gurlitt'schen Kunstsalons zur Farbe der Modernen. Wie aus anderen Zeiten und höheren Gegenden kehrte man hier wieder ins eigne Leben zurück, und Fritz Gurlitt sass an dieser Kunstecke, wie zwischen den Propheten das Weltkind. Für das ganze Wesen dieses Mannes, für die ganze Richtung seines Geistes und für die ganze Art seiner Betätigung im Kunstleben findet sich kein Wort, das alles dies so richtig träfe, wie das Wort Weltkind. Allerdings schon als dieses Kind zur Welt kam, stand an seiner Wiege eine prophetische Gestalt. Sein Taufpathe von dem er den Vornamen empfing, war Friedrich Hebbel, der Freund und Landsmann seines Vaters. Mit noch sieben Geschwistern wuchs Fritz Gurlitt in Gotha auf, wo sich sein Vater, der vortreffliche Maler italiänischer Landschaften, nach langen Wanderjahren niedergelassen hatte. Schon das Elternhaus war eine Heimat der Kunst und bot den heranwachsenden Knaben die lebhaftesten Anregungen. Früh schärfte sich die malerische Anschauung.

Dabei war es keine weiche Gefühlsatmosphäre, die deutschen Künstlern und Künstlerkindern so oft etwas Schwelgerisches, Weltfremdes, Weiberhaftes giebt. Der helle Verstand, etwas überwiegend Geistiges, kam gewis auch von der Mutter her zur erzieherischen Geltung, denn diese Frau, die sich der italianisirte Holste Ludwig Gurlitt gewählt hatte und die noch jetzt in der Steglitzer Altersruhe den Abend seines achtzigjährigen Lebens pflegt, ist eine Jüdin aus der Stadt der reinen Vernunft, eine Schwester Fanny Lewalds.

Diesem Elternhause treu zugetan und später stolz darauf, im eignen Salon Werke seines alten Vaters ausstellen zu dürfen, ging Fritz Gurlitt doch zeitig in die Welt hinaus. Während die andren Brüder sich mit grossen Erfolgen der Kunstwissenschaft zuwandten, ging Fritz ins praktische Leben. Er, der in der Nähe der alten deutschen Buchhändlermetropole ein so trauriges Ende finden sollte, wurde Buchhändler. Als er aber das Geschäft ausgelernt hatte, regte sich das Gurlitt-Blut in ihm und er begann den Kunsthandel. Während der achtziger Jahre, vor Eröffnung der Schulte'schen Säle, hat man bei Gurlitt die besten Bilder gesehn, die überhaupt zu jener

Zeit gemalt worden sind. Hier in den engen, nicht eben lichtvollen Räumen ist Arnold Böcklin von Berlin entdeckt worden. Hier wagten sich zum ersten Male Pariser Impressionisten in die Residenz Adolf Menzels. Hier ging der bethlehemitische Stern Fritz von Uhdes auf. Ueber so manchen neu gekommenen Mann wurden hier viel weise Köpfe und staubige Perrücken geschüttelt. Nicht nur von zarten Frauen, bei denen man ja auch in der Kunst erfahren soll, was sich ziemt, bekam der Veranstalter dieser Ausstellungen mehr denn einmal zu hören: „Aber, um Gotteswillen, lieber Herr Gurlitt! Das ist ja ganz schauderhaft! Wie können Sie nur so etwas herschaffen!“

Bei diesen Schreckensrufen und Entrüstungsschreien verlor aber der liebe Herr Gurlitt seinen guten Humor um so weniger, als die Tür zu seinem Geschäft nicht stille stand und immer ein paar Notable durch seinen Saal schritten. Und der Adel der Geburt galt dem glatten Geschäftsmanne kaum weniger als der Adel des Geistes. Es liess sich von seinem greisen Lehrer Ernst Curtius wohl auch der Kronprinz umherführen, und die beiden Fritze dürften hinter dem Rücken des vertieften Gelehrten manch einen weltkindlichen Scherz

verstohlen getauscht haben. Selbst wenn den schönheitsfrohen L. P. vor einer erschütternden Bettlerpoesie Liebermanns oder Uhdes nichts als Abscheu überkam, liess neben ihm Fritz Gurlitt den schlaun Kopf nicht hängen. Denn er vertraute der Kraft dieser Naturen und setzte sie durch. Mehr als einmal, an Klinger, an Thoma und vielen, vielen anderen durfte er die Erfahrung machen, dass ihnen nach Spott und Schmähung die Anerkennung der Besten geworden ist. Fritz Gurlitt darf das Verdienst mit sich ins Grab nehmen, dass er früher, als so mancher Berufsästhetiker, ihren Wert gesehn und dass weder die vox populi noch die vox deorum ihn in seiner Ueberzeugung beirrt hat. Denn was bei andern in Kunstdingen Begeisterung genannt wird, war bei ihm ruhige, auf sichere sachliche Prüfung gestellte Ueberzeugung. Ihm fehlte wie im Leben so auch den Kunstwerken gegenüber das Pathos und die Aeffin des Pathos, die Pose. Wenn er einmal posirte, so war sicherlich ein ironischer Witz dabei. Ironie war der Grundzug seines Wesens. Wenn er einen vornehmen Laien oder einen Kunstfex durch seinen Salon geleitete, so wahrte er in seinen Aeusserungen mit köstlicher Scheinheiligkeit

stets das Niveau des Geführten, der so für den unbefangenen Beobachter leicht ein Angeführter schien. Gurlitt wusste jeden zu nehmen, wie er war; er konnte mit jedem in seiner Kunstsprache reden, und das Banalste ging ihm genau so graziös von der losen Zunge, wie das Treffendste.

Los und bös war sein Mund, dessen Schadenfreude sich hinter dem kleinen, schwarzen Schnurrbärtchen auf den leicht emporgeworfenen runden Lippen kaum verbergen liess. Der Schalk blinzelte ihm aus den Augen, und so possirlich klein und zierlich seine Ohren waren, dahinter sass es faustdick. Auch mit der Kunst war es ihm nicht, wie man phraseologisch zu sagen pflegt, „heiliger Ernst“.

Daheim seinen vier Kindern, den reizenden schwarzgeaugten Mädchen und Bübchen, die schöner sind als Bilder, und die er weit mehr liebte als alle Bilder seines Salons, ihnen war er ein viel zu guter Vater, als dass ihm die Kunst nicht in erster Linie Geschäft gewesen wäre.

Aber so gewiss Fritz Gurlitt Händler war, so unterwarf er doch die Waare ihrem künstlerischen Wert. Er förderte, was er für tüchtig, und bekämpfte, was er für nichtig

hielt. Die süssliche Schönseligkeitsmanier war ihm keine Kunst mehr; alte Götzen feierte er höchstens noch ironisch mit; wo eine starke schöpferische Kraft aus dem Epigonenthum und überlieferten Manieren hinaus Rückwege zur Natur suchte, waren Gurlitts Augen und Hände offen.

Feinde einer selbständigen naturgemässen Fortentwicklung der modernen Kunst suchen gerne die Beförderer dieser Entwicklung in einen Widerstreit mit der Vergangenheit und ihren grossen Kunstgewaltigen zu zwängen; und weil der Zug der eignen Zeit aufs Charakteristische geht, bestreiten sie ihr den Sinn für Schönheit. Gewaltsam wird von den Antimodernen eine Scheidewand zwischen dem Werdenden und dem Geschaffenen aufgetürmt. Ein wirklich moderner Geist, wie es Fritz Gurlitt war, sieht mit freiem Blick über solche hölzernen Scheidewände weit hinweg. Vergangne Grösse und lebendige Grazie waren für den geschäftlichen Vorkämpfer der modernen Kunst kein leerer Wahn. Gerade ihm verdanken die kleinen Terracotten des Meisters von Tanagra und der wundersame Liller Mädchenkopf ihre weite Verbreitung. Aber er fühlte, dass die Kunst wieder einmal ange-

fangen hatte, in Nachahmung zu erstarren und die Berührung mit der Natur zu verlieren. Und so opferte er häufig genug sein augenblickliches Geschäftsinteresse dem künstlerischen Ziel, das ihm die Zukunft wies.

Denn er war jung und rechnete mit der Zukunft. Aber die Zukunft rechnete nicht mit ihm. Und als ihn das Gefühl vom frühen Ende überkam, riss es an seinen Nerven, und ihn verliess die gute Laune. Der munterste, witzigste, lebhafteste Gesellschafter, ein Meister in der ausschmückenden Wiedererzählung des Erlebten und Vernommenen, wurde schweren Mutes, und sein phantasievoller Geist ging in die Irre.

Es giebt nicht viele Menschen, die so zu lachen und zu lächern wussten, wie Fritz Gurlitt. Er hatte Freude am eignen Witz und eignen Effekt. Aber diese Freude war an ihm das Harmloseste, und wenn er spottete, so sah er unter den Verspotteten gern auch sich selbst. Das war es, was seine Nähe erfrischend machte und sein Andenken wehmüthig. Wenn er unter den Zw. sass, zu denen er seit dem 22. Mai 1885 gehörte, so sagte sich jeder Eintretende: Heut ist Gurlitt da. Heut wird es munter. A fellow of infinity jest.

V.

Unser Leben.

„Und blüht so fort“.

Von Manchem, der unter uns war und Einer für sich war, mussten wir Abschied für immer nehmen. Andre zog ihr Beruf in die Ferne; Andre waren zwanglos genug, sich zu den zw. Freitagen auf die Dauer nicht zu zwingen. So wechselte das Bild. Es kamen neue Köpfe auf, die alten änderten sich. Je mehr Einer des Andren Haar erbleichen oder weichen sah, desto geringer wurde das Recht, ein Bund der Jugend zu sein. Dennoch will es uns scheinen, als sei der zwanglose Geist jung geblieben, als sei das Jungbleiben des zwanglosen Geistes vornehmstes Merkmal. Das Bier, das bei Frederich getrunken wird, ist zum Jungbrunnen viel zu schlecht. Höchstens an denen, die noch zur Nachkur in den Leipziger Hof pilgern (bedenklichere Naturen ziehen die Cafés vor), ist Hopfen und Malz noch nicht

ganz verloren. Aber das Bier tut es freilich nicht. Unser Jungbrunnen sprudelt in den Gemütern. Ohne in des Wortes landläufiger Bedeutung Gemütsmenschen zu sein, ohne die Gemütlichkeit philisterhaft zu forciren, ohne uns gegenseitig besonders gutmütig oder nur rücksichtsvoll zu behandeln, liegen wir doch alle mehr oder minder auf der Gemütsseite. Wo wir urtheilen, wählen, entscheiden, sitzt die Empfindung zu Gericht. Das gibt eine lauliche Temperatur, in der der Verstand gedeiht, ohne zu erkälten, der Spott, ohne zu brennen. Ganz von selbst hat sich darin die seltene Lebensgewohnheit herausgebildet, unter einander die Xe als Xe und die U's als U's gelten zu lassen. Keiner wird unter uns höher eingeschätzt, als er wert ist; dass die zwanglosen Bäume nicht in den Himmel der Selbstberäucherung oder des Lobes auf Gegenseitigkeit wachsen, dafür ist zumeist gesorgt. Hier liegt die zwanglose Moral. Daher kommt es, dass sich nirgend freundschaftlicher als bei uns die Extreme berühren, dass sich unter den Zw., bei denen ja das musikalische Element eine so vorwaltende Rolle spielt, jede Dissonanz über kurz oder lang in Wolklang aufgelöst hat.

Harmonie herrscht bei uns. Sie konnte nicht einmal wesentlich dadurch gestört werden, dass im Laufe des Jahrzehntes die meisten der Freunde ein Weib nahmen, und daheim die Gardine immer vielstimmiger mitzusprechen begann. Es begab sich das Wunderbare, dass selbst unsre Frauen in Eintracht leben. Ob ihr eigner edler Charakter davon die Ursache ist, oder die in zwangloser Erziehung herangebildete Verträglichkeit der Männer, wer kann es ergründen? Aber, auf unsern Festen zum wenigsten, lieben sie einander, wie die Engelein. Dem Freitage selbst bleiben sie fern, und das ist gut. Denn nicht Alles, was dort besprochen wird, und was selbst Sternfeld nicht versteht, ziemt für ein zarteres Ohr, und schon mancher hatte zu büssen, wenn es von diesen Männerworten zu Hause widerhallte.

Man denke aber nicht zu Arges von unsern Gesprächen. Weit und breit wird unser ernstes Discutiren geschätzt, und während wir uns eben freudig zum zehnjährigen Stiftungsfeste rüsten, meldet Kürschners Litteraturkalender, die „litterarische“ Vereinigung der Zwanglosen sei „eingegangen“.

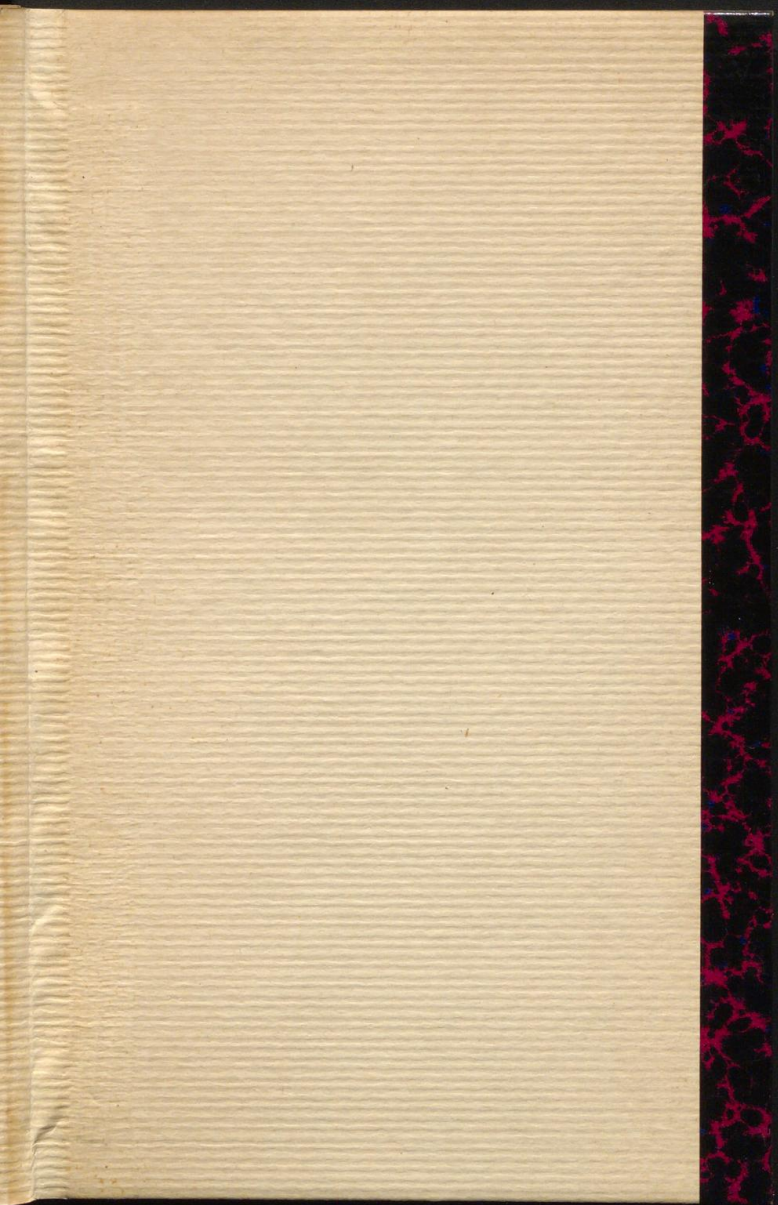
Wie sehr verkennt er uns, wenn er uns eine „litterarische“ Vereinigung nennt. Auf

unserm Tapete stehn Shakespeare und Lessing, Ibsen und Hauptmann so gut wie Bismarck und Bebel, wie Boecklin und Begas, wie Koch und Virchow, wie Darwin und Nietzsche, wie Harden und Heintze und fast so gut wie Wagner und Wolf. Auch hat es einst Zwanglose gegeben, die in dunkler Novembernacht den Weg zum Grabe Heinrichs von Kleist fanden, um dem Dichter zu seinem 73. Todestage den Kranz der Liebe aufs Grab zu legen, dann aber im Wansee-Bahnhof mit Grog und Idealismus die Glieder zu durchgluthen. Ein anderer Dichter, neuern Datums und neuern Kalibers, den Zw. lieb und gehörig, hat ihnen sogar einen seiner Romane zugeeignet: wer konnte nicht Mauthners zuweilen mehr als zw. „Quartett“! Dennoch unterschätzt Herr Kürschner unsre Vielseitigkeit, wenn er uns eine „litterarische“ Vereinigung nennt.

Aber noch mehr unterschätzt er unsre Ausdauer, wenn er uns für „eingegangen“ hält. Den Totgesagten ist ein langes Leben gewis. Lasset uns leben!



.....
Druck von H. S. Hermann in Berlin.



WIENBIBLIOTHEK



+QWB6142503